

Der Klang

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 20

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Klang.

Ich ging versonnen im Abendglanz.
Die Bäume standen im Blütenkranz,
Ein wogendes Gold lag in der Luft,
Und Blätterrauschen und Mattenduft.
Ich aber inmitten der lenzigen Luft
Fühlte ein Trauern in meiner Brust.
Der Menschen Sorgen, ihr Weh und Ach,
Das Werkeltagsleid, ich schleppte es nach
Und mühte umsonst mich, den Ton zu finden,
Den Glanz ringsum in Klang zu binden.

Da schritt ein herziges Jungfräulein
Auf seitlichem Pfad im Abendschein.
Ein Dirnlein sonnenwarm,
Braunverbrannt der runde Arm,
Hatte flimmerndes, lichtgelbes Haar,
War so vier, fünf Jahr.
Sein Schürzchen war etwas zerrissen,
Sein Röschchen ein wenig zerschlossen,
Auf verbog'nem Löffel trug es lacht
Einen flachen Stein. Von Glück durchlacht
Sprach es mit hellem Stimmchen dann:
„Schau, wie ich ihn gut tragen kann,
Das ist gar ein köstlicher Kuchen,
Und gleich will ich den süßen versuchen!“
Es sah mich an mit strahlenden Blicken
Und fuhr dann fort mit traulichem Nicken:
„Weißt du, ich weiß schon, es ist nur ein Stein,
Ich spiele nur so. Doch fiel er jetzt aufs Fühchen mein.
Ich lachte doch weiter. Ich lache halt immer!“
Und über sein Antlitz glitt hell ein Schimmer.

Ich blickte ein bißchen ungläubig drein.
Da blickte sein Auge, es nahm den Stein
Und traf damit den nackten Fuß
Und rief: „Schau, wie ich lachen muß!
Ich heiße Vili. Im Lindenhof
Dort bin ich daheim!“ Mein Philosoph
Suchte unter der Hütte Dach
Und jauchzte ein frohes „Ade“ mir nach.

Ich aber schritt heiter den Berg hinan.
Ich hatte göttliche Lehre empfahn.
Und hatte plötzlich den Klang gefunden,
Den Frühlingsklang, den jungen, gesunden,
Der alles Leid kann mild verjähnen,
Der selbst den Lenz noch kann verschönen,
Und auch die selbstverschuldeten Schmerzen
Wegscheucht aus dumpfen Menschenherzen.
Der Klang, dem alle Bronnen erwachen:
Das Lachen, das kinderfröhliche Lachen!

Johanna Siebel.

Im Mai, im schönen Mai . . .

Der Mai ist gekommen. Blühet in der Schweiz. Gibt es auf Gottes Erde einen schönern Blühet, als bei uns? Wir glauben es nicht. Unser Frühling hat etwas Gesundes an sich. Er ringt sich aus kalten Apriltagen, von schneebedeckten Vorbergen los und schreitet mit kräftigen Farben ins Land, echt schweizerisch. Nur nichts Halbes. Nur kein Verzetteln der eigenen Schönheit schon vom Februar an und sich dann wieder reuig werden. Man wartet ruhig — wir Schweizer haben ja das Warten gelernt — und macht die Sache dann gerade recht. Und er hat sie ja auch wieder einmal recht gemacht. Das muß man genießen. Vom Hügel aus können wir ein großes Stück Frühlingsland sehen. Es ist so schön, daß wir immer und immer wieder stehen bleiben, ein Gemälde, wie es nur Gott in einer besonders guten Laune malen kann. Wie leuchtend hat er das Gelb

in den Löwenzahnmatten aufgetragen und wie frisch heben sich daneben die grünen Saaten ab! Braun liegen dazwischen die Kartoffeläcker, offen, bereit, den himmlischen Sonnenschein und das himmlische Raß, jedes zu seiner Zeit, aufzunehmen. Und weiße Straßen und Sträßlein schlängeln sich hierhin und dorthin, immer bedacht, den kraft- und farbensatten Feldern nicht weh zu tun, nur ein wenig hineinzutauchen in ihre Weite. Und sie ziehen den Blick in die Ferne, bis dorthin, wo der Jura im zarten Dunste steht und mit einem letzten karglichen Rest von weißer Pelzverbrämung ins Land schaut, oder bis hinauf zu unsern erhabenen Schneeriesen. Und die Wälder? Ja, das ist ein Bild für sich, das dem Ganzen erst die volle Wirkung gibt. Die Lärchen, im Herbst die letzten, die ihr Kleid verlieren, sind im Frühling die ersten, die sich wieder putzen und schön machen. Sie reden sich in ihrer neuen, lichtgrünen Toilette neugierig über die ersten Tannen hinaus und wollen etwas von der Welt sehen. Die Buchen daneben wölben ihr junges Blätterdach in wohliger Behaglichkeit. „Wir sind wieder da, wir haben wieder etwas zu sagen neben diesen stolzen Tannen, die im Winter oft verächtlich genug auf uns herabgesehen haben.“ Diese aber stehen in aristokratischer Haltung, unberührt von Neid und Mißgunst. — Und sie alle zusammen machen unsern herrlichen Wald aus, der sich mit jedem Pinien- und Cypressenwald an Schönheit messen kann. — Frisch geht der Frühlingswind, ein wenig Kühle ist in ihm und sehr viel Sonne. O, es ist herrlich, sich von ihm durchs Haar wehen zu lassen! Auf der Straße sind andere Menschen als sonst, oder sind es die gleichen und hat nur der Frühling das getan, daß sie klar mit gehobenem Kopf in die Welt blicken und sich frohe Grüße zurufen? Die Lerchen steigen und singen ihrem Schöpfer ein Danklied. Der Mai ist da, freut euch ihr Menschen!

-a-

Der Engelwirt.

Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß.

Während er im Zimmer war, hatte es zu regnen aufgehört, nun strahlte die tiefstehende Sonne manchmal zwischen den Wolken hindurch, daß es wie durch einen Zauber hell ward und alles blitzte und aus den grünen Wiesen und weißen Blütenbäumen ein warmer, inniger Schein quoll, wie wenn ein Kind errötet.

„Wenn ich aber erst den Bub hab!“ rief der Engelwirt freudig und knallte mit der Peitsche. Ja das mußte einen Weltsbuben geben! —

Herr Gott Strambach! — Es wurde ihm plötzlich heiß ums Herz — wenn das keinen Buben gäbe! Wenn nun ein Mädel käme! Um ein Mädel all den Verdruß und die Kosten?! Was sollte ihm ein Mädel?!

Ein Bub! das war sein einziger Gedanke gewesen bei dem ganzen Handel mit Agathe! Wenn die ihn jetzt bringe! ihm ein Mädel zur Welt brächte! Er stand auf und drehte sich um und stützte sich lastend auf die Rücklehne des Sitzes und starrte schweratmend den Weg zurück, als müßte Agathe nachgelaufen kommen und ihm einen Buben zeigen; und dann gloßte er auf den Boden des Wagenkastens, von dem an einem trodenen Fleck, so oft ein Rad über Steine holperte, kleine Staubwölkchen aufzüngelten, und wandte sich erst langsam um, als der Schimmel anhielt, weil das Leitfel nachschleifte.

Er setzte sich und sah ratlos umher. Neben am Kreuzweg stand ein kleines Kapellchen; zu dem kehrte sein schweifendes Auge zurück, hier blieb es haften wie an einer Erscheinung. Plötzlich sprang er ab und darauf zu, kniete an dem Bänklein vor dem eisernen Gitter nieder und flegte mit verzweifelter Inbrunst zur Mutter Gottes, die in rot und blauem, goldverzertem Gewande und messingenem Heiligenschein zwischen den künstlichen Blumen und Kränzen herausschaute, und versprach, wenn sie ihm zu einem Buben